

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

234 (6.10.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. Nr. 40

„Dreizehnlinden“

(Erste Veröffentlichung der Dichtung im September 1878)
Von Willi Weils

Wenn Friedrich Wilhelm Webers Dichtung „Dreizehnlinden“ sich in allen Volkstufen größter Beliebtheit erfreut, wenn sie in Familie und Schule Hausrecht erworben hat, dann verdient sie an ihrem 51. Geburtstag eine nähere Würdigung ihres Wertes und Wesens.

Eng verwachsen mit seiner westfälischen Heimat, hat Weber schon in früher Jugend sich mit dem Plan getragen, den Kampf der beiden großen Mächte, Heidentum und Christentum, dichterisch darzustellen. Was die unzulängliche Kraft des Jünglings nicht vermochte, gelang in wirtungsvoller Schönheit dem gereiften Manne: „Ich war, da ich „Dreizehnlinden“ endlich zu schreiben anfing, kein junger Mensch ohne Gedanken, da war ich 57 Jahre alt“, erzählt der Dichter selbst. Während aber bei dem Jugendplan naturgemäß mehr das Kriegerische in den Vordergrund trat, bildet für die tiefe Innerlichkeit des älteren Mannes nur der Schlusssatz des gewaltigen Kampfes, nämlich der geistige Sieg des Christentums über das germanische Heidentum das packende Thema. Daher beginnt die Handlung erst nach den blutigen Kriegen Karls des Großen. Ihr Hintergrund ist die Zeit der friedlichen Christianisierung unter Ludwig dem Frommen. An der Grenze zweier Welten, wo das Heidentum mit seinen tief im Volke lebenden Anschauungen und Sagen langsam verschwindet und wo die neue Heilslehre ihr großes Kulturwerk anfängt. Es lag dem Dichter also fern, nur eine Geschichte der Liebe zwischen Elmar und Hildegunde darzustellen; mögen diese Gestalten noch so lebenswahr sein, so verkörpern sie doch nur diese beiden großen Mächte und in ihrer Vereinigung nach Elmars Abtritt die siegreiche Herrschaft des Christentums.

War so der zeitgeschichtliche Hintergrund samt der Grundidee gegeben, so wählte der Dichter sein Lied gleichzeitig dem Preis der eigenen Heimat. Auf westfälischer Erde, zwischen dem Eggegebirge und der Weser, mit und um seinen Geburtsort Alhausen spielt die Handlung. Hier lag in nächster Nähe der ideale Mittelpunkt für das Beherrschende in der Dichtung: Corvey, die älteste und berühmteste Benediktinerabtei im Lande der Sachsen, die 822 als eine Kolonie des Klosters Corbie in der Pflanzung mit dem Namen Corbeja nova gegründet wurde. Von bedeutenden Mönchen, die aus diesem Kloster hervorgingen, mögen nur Papst Gregor V. und Rhabanus Maurus erwähnt werden. Als Verwalter der großen Bibliothek, die allerdings nicht aus dem Kloster stammt, wirkte hier Hoffmann von Fallersleben. So ist es das Land seiner Jugend, das Weber in landschaftlich genauer Schilderung mit echter Herzenswärme malt.

Nachdem Weber 1874 die beiden ersten Gesänge „Aus dem Rethegau“ und „Das Kloster“ vollendet hatte, fiel die Hauptarbeit an der Dichtung in die Jahre 1876 und 1877. Die meisten Gesänge sind in einem Zuge entstanden, wie der Dichter selbst sagt, unter dem Druck eines „impetus animi“. Mit größter Sorgfalt arbeitete er an seinen Versen, deren leichter Fluß nicht die angewandte Mühe merken läßt. Nicht alltäglich ist das Aussehen der Handschrift. Weber benutzte die Rückseite der Landtagsakten, die ihm in seiner Eigenschaft als Abgeordneter zugehen. Am Weihnachtsabend 1877 konnte der Dichter das fertige Manuskript seiner Tochter unter den Christbaum legen.

Bei der klaren, wirklichkeitsgetreuen Art der Darstellung altdeutschen Lebens und Wesens ist es klar, daß nur ein gründliches Quellenstudium diese Anschaulichkeit ermöglichen konnte. Neben Jakob Grimms „Rechtsaltertümern“ und dessen „Deutscher Mythologie“ waren ihm die „Monumenta Germaniae historica“ in ihren Quellenbüchern aus der Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen ein unerschöpflicher Fundplatz.

Bedeutender in ihrem Einfluß auf Form und Charakter der Dichtung waren literarische Vorbilder. Die episch-lyrische Dichtung, zu der „Dreizehnlinden“ gehört, hat sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer eigenen Kunstgattung entwickelt. Von deutschen Dichtungen mögen nur genannt werden: „Otto der Schütz“ von Kinkel, „Amaranth“ von Redwitz, „Atta Troll“ von Heine und Scheffels „Trompeter von Sadingen“. Die dichterische Behandlung der altgermanischen Heldensage erfreute sich steigender Beliebtheit. Hierher gehören Scheffels „Ekkehard“, Gustav Freytags Romanreihe „Die Ahnen“ neben seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Julius Wolff hatte Stoffe der deutschen Volksballade zu lyrisch-romantischen Verserzählungen umgeformt. Auch die Tiergestalten, vor allem der Ahu, haben eine lange Vorlaufreihe. Man denke nur an den later Murr, an Atta Troll und an den later Hiddigei! Doch braucht nicht als bewußte Entlehnung angesehen zu werden, was literarische Zeitströmung und Ähnlichkeit der Handlung und der Umwelt mit sich brachten. Zweifellos ist der Einfluß Freytags und auch wohl Scheffels, wenn auch „Dreizehnlinden“ sich vom „Ekkehard“ gerade

durch die erstere Auffassung gar sehr unterscheidet. Für die Darstellung, wie christliche Lehre im heidnisch-germanischen Herzen Wurzel faßte, wie sich in den Sachsenköpfen die Gestalt des Erlösers und seiner Apostel malt, dankt Weber das Meiste dem Dichter des „Heland“. Allerdings stammt dieser nicht aus „Münigardesford“ (Münster). Wie die Edda die Dichtung reich befruchtete, ergibt sich an zahlreichen Stellen. Auch die Merseburger Zaubersprüche fehlen nicht. Zweifellos ist vor allem der Einfluß von Tegners „Fritjofsage“ der sich in manchem Gedanken und manchem Motiv wieder spiegelt. Daß so Weber seiner Dichtung Teil gab an der geistigen Welt, wie er sie in Dichtungen verwandter Art vorfand, kann kein Mangel sein. Das Wesentliche, der Geist des Wertes, ist sein unbefruchtetes Eigentum. Er hat die Handlung erdacht; er hat die Fülle lebenswahrer, plastisch gemalter Personen geschaffen (nur zwei sind historisch); sein Eigen sind die wundervollen lyrischen Teile und die tiefen Gedanken, wie sie die Weisheitsprüche des Priors ausprechen. Im Vergleich zu diesem Reichtum eigener Schöpfungskraft sind die Anklänge an Vorgänger unbedeutend.

Als echter Dichter mußte Weber die Einzelheiten seiner Dichtung ins Erhabene zu erheben und zu verklären. Mit weichem Stimmungsgehalt erfüllt er Natur und Menschen. Wie Tegner hat auch Weber reich ausgesponnene Lyrik in die epische Handlung eingeflochten. Scheint so der lebendige Fluß der Handlung auch oft verzögert oder aufgehalten, so stehen in Wirklichkeit auch diese lyrischen Partien deutlich im Dienste der weiter schreitenden Handlung, indem sie Stimmungen und seelische Vorgänge zum Ausdruck bringen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind Teile der Dichtung wie „Fieberträume“, „Des Priors Lehrsprüche“ und „Hildegundes Trauer“ zu würdigen. Wie längst entschwindene germanische Kultur in dem Dichter ebenbildig wurde, zeigen Gesänge wie „Das Kloster“, „Am Opferstein“, „Auf der Dingstätte“. Prachtvolle Stimmungsbilder gelingen in den Gesängen „Die Mette“, „In stiller Nacht“, „Die Trube“, „Ein Kreuz im Walde“, „Zwei Frauen“ und „Im Klosterchor“. Es ist charakteristisch für den edlen Sinn des Dichters, daß er nicht alles Licht über die Vertreter des Christentums ausgegossen und die Heiden in das schwärzeste Dunkel gestellt hat. Der Bösewicht Gero ist Christ, und Stanganhild, die alte Trube, die Verkörperung des Heidentums, ist als edle, ehrwürdige Gestalt dargestellt. Man spürt es allen Gestalten heraus, wie Weber ihnen ein Stück seines eigenen inneren Lebens mitgibt. Er lebt mit und in ihnen. Wir fühlen diese tiefe Menschlichkeit, die uns zu den Gestalten der Dichtung in ein inniges Verhältnis setzt. Was aber der ganzen Dichtung ihr besonderes Gepräge gibt und ihr einen besonderen Wert verleiht, das ist der edle Geist und die tief religiöse Gesinnung, die die ganze Schöpfung Webers tragen. Hierin zeigt vor allem die Entwicklung Elmars vom überzeugten Heiden zum gläubigen Christen. Mit wunderbarer Kunst malt der Dichter das allmähliche Eindringen christlicher Gedanken in Kopf und Seele Elmars, mit psychologischer Feinheit läßt er den Prior vom großen Weltgeschehen aus die christliche Lehre entwickeln; ergreifend entschleierte sich uns der religiöse Widerstreit und der Kampf um die Erkenntnis in Elmars Seele. Wahrhaft religiöse Stimmung strömt aus den Hymnen am Schluß der Gesänge „Die Mette“ und „Im Klosterchor“, die Weber dem Gesang der drei Jünglinge im Feuerofen („Benedicite“ nach Daniel 3, 57 ff) und der Sequenz des Rofter Balbulus „Media vita in morte sumus“ nachgebildet hat.

Reich an wahren Schönheiten ist Webers Dichtung „Dreizehnlinden“, die sich allerdings nur demjenigen erschließen, der mit warmem Herzen die Dichtung in sich aufnimmt. Keine Phrase, keine gefuchte Wendung stört den Genuß. Die menschlich ansprechenden Geschehnisse, die edle, gedankenvolle Sprache und der warme Herzenston eigener Anteilnahme werden der Dichtung „Dreizehnlinden“ stets einen Ehrenplatz unter den Lieblingsbüchern des deutschen Volkes sichern.

Ein Zeitchriftenjubiläum im F. Vieweg-Verlag A.-G., München. Mit dem jetzt erschienenen Oktoberheft der bekannten Qualitätszeitchrift „Die Kunst“ beginnt der 30. Jahrgang dieser beliebten Monatshefte (vierteljährlicher Bezugspreis 7 Mk.). 20 Jahre sind ein langer Weg für eine Zeitschrift, die der Spiegel zeitgenössischer Kunstschaffens ist. Nur allgrößte Geduld und in der Zusammenstellung vermochte den großen Schwankungen des Kunstlebens innerhalb dieser langen Reihe von Jahren so zu begegnen, daß der überaus vielseitige Inhalt der „Kunst“ immer beispielgebend und äußerst anregend war. Die aufgewendete vieljährige Mühe brachte dieser nun sehr weit verbreiteten Kunstzeitschrift den mit Recht erzielten Lohn, den sie in erster Linie darin findet, daß sie ein wirklich wichtiger Pfeiler in unserem heutigen Kunstleben geworden ist. In diesem Jubiläumshäft ist wieder reiches Bildermaterial nebst einer Anzahl vorzüglicher Aufsätze über Schöpfungen Gustav Klimts, Vincent van Goghs und des neugotischen Wilhelm Schmid enthalten. Ferner werden vortreffliche Reproduktionen einiger bedeutender Impressionisten und Darstellungen der Internationalen Kunstausstellung Benedigs gezeigt. Den Kapiteln Plastik, Gartenkultur, Wohnungskunst und Kunstgewerbe ist ebenfalls wieder große Aufmerksamkeit gewidmet.

Ausstellung deutscher Malerei des 19. Jahrhunderts

in der Badischen Kunsthalle Karlsruhe

Die Entfernung und Deponierung großer Teile deutscher Malerei des 19. Jahrhunderts aus den Räumen der Badischen Kunsthalle zu Karlsruhe, die für die Aufhängung der Vincent-van-Gogh-Sammlung freigemacht werden mußten, ergab die Möglichkeit, die besten deutschen Gemälde der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus den Beständen der Galerie in einem Raume zu vereinigen. Der Wert einer solchen Veranstaltung bestand für die Galerieleitung (abgesehen von dem lebhaften Wunsch, während der Dauer der Vincent-van-Gogh-Ausstellung die wichtigsten Gemälde der genannten Periode dem Publikum zugänglich zu machen) darin: durch eine für alle ausgewählten Werke möglichst vorteilhafte Gruppierung einen objektiven Maßstab ihrer Qualität zu gewinnen. Kunstwerke führen nämlich ein Eigenleben wie Menschen. Es gibt solche, die erst in bestimmter Umgebung ihre volle Schönheit entfalten, gleich Menschen, die oft nur in ihnen gemäßer Gesellschaft ihre ganze Persönlichkeit zur Geltung bringen können; und umgekehrt „halten sich“ manche Gemälde nicht, wenn man sie Bildern von wirklich hoher Qualität gegenüberstellt, fallen ab wie Menschen von Mittelmaß, die einen Vergleich mit großen Geistern nicht aushalten können.

Eine weitere Rechtfertigung derartiger Zusammenstellungen bietet Malerei erblicke ich darin, daß sie das Verständnis für die Einheit aller wahrhaft künstlerischen Anschauung trotz verschiedenster Technik und abweichender Formenprache zum Bewußtsein kommen läßt. So treten beispielsweise in unserer Ausstellung die Gegenüber der Malweise und Auffassung in dem Porträt des „Einjährigen“ Trübners und dem Brustbild „Celia Thoma“ von Hans Thoma vor der Gemeinsamkeit zurück, die in der gleichen Kraft des anschaulichen Erlebnisses und der gleichen Vollendung seiner malerischen Wiedergabe beschlossen liegt. Dabei braucht sich die Vergleichsmöglichkeit durchaus nicht allein auf Künstler gleicher Generation und gleicher Nationalität zu beschränken, wie es hier im wesentlichen geschieht, sondern kann auch auf Gemälde ausgedehnt werden, die den verschiedensten kunsthistorischen Entwicklungsphasen angehören. So wäre eine Konfrontierung alter Meister mit der Kunst der Gegenwart oder jüngster Vergangenheit: eines Rembrandt mit Leibl oder Charadin mit Schuch, um recht extreme Beispiele herauszugreifen, durchaus denkbar und für den Gesichtspunkt der Einheit aller künstlerischen Qualität äußerst aufschlußreich. Welch ungeahnte Anregung für den modernen Künstler könnten da Galeriebilder gewinnen, die heute wenig beachtet werden, weil sie sich scheinbar nur als zeitlich bestimmte Kulturdokumente einer bestimmten historischen Umgebung eingliedern! Ein Gedanke, der nicht neu ist, aber in seiner äußersten Konsequenz noch niemals, nicht einmal als Experiment, durchgeführt wurde. Und doch wäre er sicher fruchtbarer als die vielen Gedächtnisausstellungen von Künstlern unserer Tage, die 50 oder 80 Jahre alt geworden sind, und denen man meist einen schlechten Gefallen tut, wenn man möglichst ihr ganzes Oeuvre mit allen guten und schlechten Bildern vereinigt.

Die in unserer Ausstellung besagte Methode ermöglicht also — namentlich da auch eine zeitliche Distanz zu den betrachteten Kunstwerken gegeben ist — eine wirksame Kontrolle unserer Qualitätsausstellungen. Auf der anderen Seite läßt sich aus dieser Schau mit Leichtigkeit feststellen, wo die empfindlichsten Lücken der Galerie für eine würdige Repräsentation neuerer deutscher Malerei und der Kunst der Gegenwart liegen, und wo der Ausbau auf diesem Gebiete einzusetzen hat. Dabei ist allerdings anzumerken, daß wesentliche Stücke der Feuerbach- und Thomaausstellung mit Rücksicht auf den Besuch gerade dieser beliebten Galerieabteilung an ihrem Platze belassen wurden. Ferner sei darauf hingewiesen, daß die Galerie im letzten und diesem Jahre einige hervorragende Gemälde neuerer deutscher Malerei erworben hat, die zusammen mit Ankäufen altdeutscher Kunst noch vor Weihnachten dem Publikum in einer Neuerwerbungsausstellung vorgeführt werden.

Der Hauptstod der ausgestellten Gemälde repräsentiert die süddeutsche Malerei des Thoma- und Leiblkreises, also außer den beiden großen Meistern, von denen Leibl in einem kleinen Stillleben leider nur schwach vertreten ist: die Kunst Trübners, Dirch du Frénes, Scholderers, Eysens und Langs; ferner die Lehrer Thomass und Trübners: Schirmer und Canon; endlich die süddeutschen Neorömer: Wödlin und Feuerbach. Nicht vermehrt konnte in diesem Zusammenhang trotz seiner französischen Abstammung der große Meister Courbet werden, dem ja bekanntlich Thoma und Leibl sowie eine ganze Reihe anderer zeitgenössischer deutscher Künstler für die Ausbildung ihres Stileismus wesentlichste Anregung verdanken.
A. v. Schneider.

Der Sommer 1928 der heißeste seit 17 Jahren. Nach statistischen Erhebungen ist der heutige Sommer der heißeste seit 17 Jahren gewesen. Während der drei Sommermonate Juni, Juli und August wurden Temperaturen gemessen, die ans tropische grenzen. So war die Höchsttemperatur, die bei uns festgesetzt wurde, beinahe 50 Grad Celsius in der Sonne, ja, an manchen sonnenbestrahlten Stellen mögen es sogar mehr gewesen sein.

Das Flugzeug als „Mädchen für Alles“

Von Siv.-Ing. Hans Wolterred, Leipzig

Allzusehr hat man sich daran gewöhnt, das Flugzeug lediglich unter dem Gesichtspunkt des Sport- und Verkehrsmittels zu betrachten, ohne daran zu denken, daß der Verwendungsbereich des Flugzeugs über diese beiden Teilgebiete weit hinausgeht, daß wir es in ihm, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, mit einem modernen „Mädchen für Alles“ zu tun haben. Freilich ist in den Kreisen des großen Publikums darüber bis jetzt kaum etwas bekannt. Um so mehr scheint es an der Zeit, diesem Zustand ein Ende zu bereiten und durch einige aus der Praxis herausgegriffene Beispiele wenigstens ein ungefähres Bild von der außerordentlich vielgestaltigen Verwendungsmöglichkeit des modernen Flugzeugs zu geben. Beginnen wir mit dem Photoflugzeug. Wohl jeder kennt die hübschen Vogelschauaufnahmen von Städten, Fluß- und Seelandschaften, Schlössern usw., die heute in allen Ansichtskartenhandlungen zu haben sind und sich speziell beim Reisepublikum großer Beliebtheit erfreuen. Man weiß auch, oder denkt es sich zum mindesten, daß diese Aufnahmen vom Flugzeug aus gemacht worden sind, aber welche Bedeutung die Luftphotographie in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits gewonnen hat, das ahnen nur die wenigsten. Es handelt sich dabei allerdings weniger um die erwähnten Postkartenaufnahmen, obwohl auch ihnen ein gewisser Anschaulichkeitswert nicht abzuspüren ist, sondern um die Verwendung von Photoflugzeugen zur kartographischen Landesvermessung, die von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Verbreitung zunimmt. Man bekommt einen Begriff von dem Wert dieses Verfahrens, wenn man erfährt, daß es beispielsweise der kanadischen Regierung vor einiger Zeit gelungen ist, einige tausend Quadratkilometer unerforschten Landes, das bisher wegen seiner natürlichen Unzugänglichkeit allen Anstrengungen, es kartographisch aufzunehmen, spottete, mit Hilfe von Photoflugzeugen in wenigen Wochen nach Lage und Bodengeformt genau zu fixieren. Ähnliche Meldungen kommen aus Südamerika, Australien, Neuseeland, Afrika, kurz, aus allen Ländern, bei denen die gewöhnliche, erdgebundene Landvermessung entweder ganz versagt, oder nur unter größten Schwierigkeiten durchführbar ist. Aber auch die sog. zivilisierten Länder gehen bei der Neuverfertigung von Kartenwerken mehr und mehr zur Luftphotographischen Methode über, da sie in bezug auf Schnelligkeit, Anschaulichkeit und Genauigkeit allen anderen Verfahren weit überlegen ist.

Es versteht sich von selbst, daß man hierbei nicht mehr mit einer gewöhnlichen photographischen Handkamera nicht auskommt, handelt es sich doch um die Anfertigung von hunderten oder gar tausenden Einzelbildern, die haargenau aneinander paßen müssen, um später zu einem einheitlichen Ganzen zusammengesetzt werden zu können. Der Apparat, dessen man sich dazu bedient, der sogen. „Reihenbildner“, ist denn auch ein wahres Wunderwerk der Feinmechanik, bei dem sich Belichtung und Raffettenwechsel vollständig automatisch in bestimmten, vorher eingestellten Zeiträumen vollziehen; er ist mit dem Objektiv senkrecht nach unten fest in den Flugzeugrumpf eingebaut und photographiert durch eine Öffnung im Boden hindurch. Durch Variierung von Flughöhe und Objektivbrennweite läßt sich jeder gewünschte Kartenmaßstab herstellen. Die Zusammensetzung der Einzelbilder geschieht ebenfalls automatisch in einem ingenieus erdachten Apparat, der gleichzeitig etwaige kleine Ungenauigkeiten, die durch Schwankungen in der Flughöhe oder dgl. entstanden sind, selbsttätig ausgleicht.

Sobiel vom Photoflugzeug. Wir kommen nunmehr zu einem anderen Arbeitsgebiet des Flugzeugs, auf dem es nicht weniger umwälzend gewirkt hat, wie in der Landesvermessung: der Fortschädigungsbekämpfung. Längst schon

hatte sich überall die Erkenntnis durchgesetzt, daß der Wald einen der wichtigsten Bestandteile im Nationalvermögen eines Volkes darstellt, der deshalb mit allen Mitteln gegen Vernichtung geschützt werden muß. Doch war das leichter gesagt als getan, denn gerade einem der gefährlichsten Feinde des Waldes, der berüchtigten „Motte“, stand man bis vor kurzem so gut wie machtlos gegenüber. Alle Versuche, der Motte durch Ausräuchern, Besprühen der Bäume mit desinfizierenden Lösungen usw. zu Leibe zu gehen, scheiterten, da die große Ausdehnung der befallenen Gebiete eine genügend intensive Bekämpfung von der Erde aus einfach unmöglich machte. Hier wurde das Flugzeug zum Retter in der Not. Der Zusammenarbeit einiger führender chemischer Firmen gelang es, ein Giftpräparat herzustellen, das schon in geringer Dosis auf die Mottenraupen absolut tödlich wirkt, ohne dem Wald selbst im mindesten zu schaden. Freilich wurde noch manche Versuchsarbeit nötig, ehe es gelang, eine Streuvorrichtung zu konstruieren, die das Gift in flugzeugtauglicher Weise verpackt und in feinsten staubförmiger Verteilung und genau regelbarer Menge auf den bedrohten Wald niederrieseln ließ. Auch das Streufliegen selbst, das naturgemäß nur bei windstillem oder ganz windschwachem Wetter vorgenommen werden kann und vom Piloten große Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit verlangt, da er mit seiner Maschine wenige Meter über den Baumkronen dahinfliegen muß, bot anfangs manche Schwierigkeiten, doch können wir heute mit Befriedigung feststellen, daß das Problem im wesentlichen gelöst ist und daß die Mottenplage seit der Einführung der Flugzeugbekämpfung für den Waldbüter viel von ihrem früheren Schrecken verloren hat.

Weiter: das Flugzeug als Hilfsmittel zur Versorgung hochgelegener Alpenhütten. Hierüber ist in Tageszeitungen und Fachzeitschriften mancherlei geschrieben worden, ohne daß dabei immer klar erkennbar wurde, warum die Verwendung des Flugzeugs gerade in diesem Fall so außerordentliche Vorteile bietet. Um das richtig verstehen zu können, muß man sich einmal vor Augen halten, in welcher primitiven Weise bisher die Versorgung der Hütten mit Lebensmitteln, Getränken, Brennmaterial usw. erfolgte. Da die Hütten fast immer weit ab von jeder menschlichen Behausung liegen und die Wege zu ihnen für Fahrzeuge oder selbst Tragtiere meist unpasseierbar sind, blieb nichts anderes übrig, als die notwendigen Gegenstände Stück für Stück, Kilo für Kilo, durch Träger hinaufschleppen zu lassen, ein Verfahren, das ebenso langsam wie kostspielig war. Abermals wurde das Flugzeug zum „rettenden Engel“; es überwindet in wenigen Minuten Höhenunterschiede und Entfernungen, zu denen ein Träger ebensoviele Stunden braucht, und trägt in einem einzigen Fluge Lasten zur Höhe, die man früher auf Duzende von Menschenschultern verteilen mußte. Wo das Gelände es erlaubt (und das ist häufiger der Fall, als man denkt, da die verwendeten Spezialflugzeuge mit verblühend kleinen Start- und Landeflächen auskommen), landen die Flugzeuge in der Nähe der betr. Hütte und werden dort entladen; wo das nicht möglich ist, werden die Lasten, zu einzelnen Bündeln verpackt, an kleinen Fallschirmen dicht bei der Hütte zu Boden gelassen, so daß sie nur eingekammelt zu werden brauchen.

Der Verwendungsbereich des Flugzeugs ist hiermit noch keineswegs erschöpft. Es würde jedoch zu weit führen, wollte man alle die verschiedenen Arbeitsgebiete, auf denen das Flugzeug heute erfolgreich tätig ist, im einzelnen hier anführen. Wir müssen uns deshalb auf ein paar knappe Andeutungen beschränken. Da ist z. B. das Sanitätsflugzeug, das Kranke oder Verwundete samt ihren Bahren in sich aufnimmt und sie in kürzester Zeit zum nächsten Hospital bzw. Verbandplatz bringt. In Ländern mit dünner Bevölkerung, großer räumlicher Ausdehnung und primitiven Verkehrsverhältnissen (Australien, Afrika, Amerika) haben derartige Sanitätsflugzeuge

schon manchem Schwerkranken das Leben gerettet. Auch im letzten spanisch-marokkanischen Kriege, der ja großenteils in unzugänglichen, weit von jeder Zivilisation entfernten Gegenden geführt wurde, haben hunderte von Soldaten die Erhaltung ihres Lebens ausschließlich diesen Sanitätsflugzeugen zu verdanken gehabt.

Ferner: das Zeitungstransportflugzeug. Mehr und mehr gehen große Zeitungsverläge, deren Blätter im ganzen deutschen Reich gelesen werden, dazu über, eigene Zeitungstransportflugzeuge in Dienst zu stellen, mit deren Hilfe es ihnen möglich ist, ihre Zeitungen in weit vom Verlagsort entfernten Städten fast zur gleichen Zeit zum Verkauf zu bringen, wie in diesem selbst. Besondere Bedeutung hat diese Art der Zeitungsförderung für Wälder und Kurorte erlangt, die auf dem normalen Weg ja meist nur mit erheblichen Zeitverlusten zu erreichen sind. Der Dienst ist dabei so geregelt, daß ein einziges Flugzeug jedesmal eine ganze Reihe benachbarter Orte mit Zeitungen versorgt. Um diese Zeit zu sparen, wird nicht in jedem von ihnen gelandet, sondern die Zeitungen werden aus dem in niedriger Höhe fliegenden Flugzeug zu Bündeln verpackt an bestimmten, vorher verabredeten Plätzen abgeworfen, worauf der Pilot sofort wieder Wollgas gibt und zum nächsten Abwurfort weiterfliegt.

Saben wir übertrieben, wenn wir als Überschrift über diesen Aufsatz setzen: das Flugzeug als „Mädchen für Alles“?

Naturwissenschaftlich-medizinisches Allerlei

Aus den ersten Tagen des Vöhrhofs. Auch die segensreichsten Erfindungen haben es oft recht schwer, sich gegen jene Macht durchzusetzen, gegen welche die Götter selbst vergeblich kämpfen. Die Entdeckung der Körperbeziehung mittels des Vöhrhofs, die Auskultation, verdanken wir R. Theoph. Haacinthe Laennec († 1826). Gegen seine Methode machte im Jahre 1845 ein Dr. Krüger-Ganzen in Göttingen in seinen „Praktischen Fragmenten“, Göttingen 1845, S. 99 und a. a. O. folgende Bedenken geltend:

1. Ein züchtiges Fräulein werde sich nicht überwinden können, „ihren Busen den Widen eines jüngeren Askulaps bloßzulegen, der ihr fremd ist oder an dessen Namen sich nicht der beste Ruf knüpft.“ 2. Wäre das Auskultieren notwendig, „so würden taube Ärzte, die doch auch ihre Praxis fortsetzen, übel daran sein.“ 3. Es sei unmöglich, die Töne und Geräusche in der Brust durch unsere beschränkte Sprache auszudrücken, ja sogar sie systematisch zu ordnen. „Versuche mal ein Naturforscher den Gesang oder das Geschrei der bestierten Tiere durch Worte auszudrücken.“ 4. Es sei ein Verstoß der praktischen Unwissenheit, „wenn der Arzt sein Ohr darauf legt, und dabei eine gelehrte Wiene macht, als stie er auf dem belphegischen Dreifuß.“ 5. Nur die, deren Auge und Ohr in geschwächtem Zustande sind, dürfen zur Unterstützung Brillen und Stethoskop brauchen. 6. Welche Kosten würden über Land wohnende Kranke tragen müssen, wenn Ärzte sogar für das Dorfgeheide herbeigeholt werden müßten, um durch Stethoskope die Indikation festzustellen! 7. Wollte man aber „solche Instrumente über Land schiden und sich über das Gehörte berichten lassen, welche Anwendung würde ein ganz ungehobelter, sonst nur den Dreifüßler handhabender Tagelöhner davon machen, wenn ein Galimatias würde zu Sand kommen, wenn er über das so Gehörte referieren sollte.“ 8. Die auskultierenden Ärzte können nicht nachweisen, daß sie durch den Gebrauch des Instruments mehr und schneller, Heilungen bewirkt haben, „wenn sie aber die Nichtigkeit der Diagnose zum Anschauen bringen wollen, so müssen sie ja seit der Kur Unterlegenen bereits auf dem Seziertisch vor sich haben.“

Haarlei von den Haaren. Die Haare der Mädchen wachsen etwa doppelt so schnell wie die der Knaben. Das schnellste Wachstum der Haare wird beim Manne im Alter zwischen 21 und 24 Jahren erreicht, bei der Frau zwischen 14 und 20 Jahren. — Die normale Stärke des menschlichen Haars beträgt 4/1000 Millimeter; es wächst täglich um knapp 0,5 Millimeter, und seine Lebensdauer beträgt 5 bis 6 Jahre. — Rotes Haar ist meist stärker, hat einen größeren Durchmesser als die anderen Haarfarben. Die Rothhaarigen haben die verhältnismäßig geringste Zahl von Haaren, etwa 30 000 Kopfhaare, während die Braunhaarigen 100 000 und die Blondinen oft bis zu 150 000 Haare haben. — Unter normalen Verhältnissen verliert der Mensch täglich 10 bis 50 Kopfhaare.

Opernuraufführung in Darmstadt

Der Reichsverband deutscher Tonkünstler und Musiklehrer ist gegenwärtig in der hessischen Landeshauptstadt zu seiner alljährlichen Tagung versammelt. Die Woche ist zugleich anlässlich des 25jährigen Bestehens des Vereins besonders umfangreich ausgestattet und trägt in ihrer äußeren Aufmachung — es sind offiziell u. a. zwei Kammermusikabende, zwei Orchesterkonzerte und eine der Chormusik vorbehaltene kirchliche Veranstaltung vorgesehen — ein dem Jubiläumskarakter durchaus würdiges Festgewand. Ob freilich die positive Ausbeute an rein künstlerischen Werten sehr groß sein wird, ist wie bei jedem Musikfest, und hier vielleicht in noch verstärktem Maß, weil man immerhin auf bestimmte Verpflichtungen in der Programmwahl Rücksicht zu nehmen hat, sehr fraglich. Aber darum geht es wohl auch nicht in erster Linie, sondern gerade diese Tagung soll, worauf der Vorsitzende des Verbandes, Arnold Ebel, Berlin, in dem schönen Festbuch nachdrücklich hinweist, den Willen zu einer vertieften Musikpflege überhaupt dokumentieren und damit über den Kreis der eingeschriebenen Mitglieder zur Gesandung unserer gesamten musikalischen Volkskultur beitragen und einer Idee dienen, der ja nächstem auch die Münchener Reichsschulmusikwoche sich widmen wird.

Also von vornherein für die Konzerte eine gewisse Einseitigkeit, wie sie nun einmal in der Natur jeder Vereinsaufgabe liegt und sich aus dem Eintreten für alle Mitarbeiter ergibt, gerne zugestanden, darf trotzdem die Bedeutung einer solchen Veranstaltung für das Musikleben einer mittleren Landeshauptstadt nicht unterschätzt werden; denn sie wird auf jeden Fall befruchtend und anregend wirken, selbst wenn nicht nur unbekannt Autoren zur Diskussion gestellt werden, sondern weitans in der Mehrzahl die „Prominenten“ des Vereins, ein Max von Schilling, ein Meznicek, ein Waltershausen usw., die Vortragsfolgen mit teilweise älteren Arbeiten betheiligen oder wenn gar längst festgelegte Richtungen, so etwa der Münchener Schule, stillschweigend eine Bevorzugung eingeräumt wird. Auf allgemeinste Aufmerksamkeit dürfte freilich unter diesen Umständen nur ein Werk rechnen, es war eine heitere Oper von Ernst Rotters, die sich „Die schwarze Kammer“ nennt. Schon zwei Jahre hatte man außerdem

auf diesen jungen Hamburger vergebens bei der Baden-Badener Komponistengilde gewartet und seither war vielerlei von einem außergewöhnlichen Talent gemunkelt worden, das ihm eignen solle. In Darmstadt konnte man leider nicht ganz dieser Meinung beistimmen, Schuld trug jedoch mehr das vollkommene Versagen des Textbuches, zu dessen Vertonung er sich durch Klare Witz mitverleihen ließ. Es ist ein höchst langweiliges Kindermärchen, die albetannte Geschichte von einer schönen Prinzessin, der sich der ersehnte prinzipale Bräutigam in Verkleidung naht, um zunächst einmal die Echtheit ihrer Liebe zu erproben. Das Resultat ist nicht unangenehm, doch muß der arme seine zudringlichen Zärtlichkeiten vorläufig in der schwarzen Kammer büßen, bis ihn die Geliebte, nachdem inzwischen sein Inlognito gelüftet ward, persönlich aus seinem Gefängnis befreit. Man merkt es deutlich, dieser Stoff wäre vielleicht für eine Kurzoperngeschichte, für die bekanntlich Baden-Baden eintritt, passabel, es hätte daraus zum mindesten ein so amüsanter, wenn auch nicht neuartiges Unterhaltungsspiel wie Tochs „Prinzessin auf der Erbse“ geformt werden können und sogar das Grotteste daran hätte für einen Einakter von schlagkräftiger Kürze gerade noch ausgereicht. Nun, das Gegenteil von alldem ist die peinliche Wahrheit: Rotters ist am operngewohnten Schema gescheitert, statt im Kurzopernstil zu bleiben, baut er einen Dreiaakter und bringt sich, da er viel zu oft ins üblich Opernhaftausmalende ausweichen muß, um jede Wirkung des Witzes. Zudem fällt auch das, was er musikalisch zu sagen hat, vorläufig kaum zwei oder drei Szenen, im übrigen ist von Strauß bis Krenek — er sieht vermittelnd zwischen diesen beiden Polen — schon das Beste und Treffendste vorweggenommen, daß er auch um dieser Konkurrenz willen ruhig hätte auf eine problematische Abendfüllung verzichten sollen.

Es war natürlich für das hessische Landestheater keine angenehme Aufgabe, sich für ein Werk einzusetzen, das im zeitgenössischen Opernrepertoire zweifellos keinen Fuß faßt. Und man merkte besonders an den Stellen, wo die Breite der Ausschmückung und das Stöden des Geschehens durch intensivere Sorgfalt einigermaßen zu verdecken gewesen wäre, eine kühle Gleichgültigkeit, wie überhaupt die Direktionsweise Dr. Karl Böhm's niemals zu bewußten Wirkungs- und Gefühlssteigerungen vordrang und das Orchester ebensowenig zu differen-

zierter Klangschattierung anhielt. Unter den Solisten waren die Frauenstimmen weitaus überlegen; neben Annh von Stosch (Prinzessin Aglaja), Käthe Walter und Regina Garre konnte man sich überdies des Wiedersehens mit einer geborenen Karlsruherin erfreuen, mit Rose Landwehr nämlich, die sich anscheinend in Darmstadt viel Sympathien erworben hat. Von den Männern genügt es hier Komrag und Ernst Oberlad allein mittleren Anspruchs, die andern dagegen waren bei anerkanntem Wert darstellend. Brauchbarste stimmlich einfach unmöglich. Sehr der Erwähnung wert war die eindringliche Bildhaftigkeit der Dekorationen (Lottar Schenk von Tress), auch die Regie (H. M. Rabenall) arbeitete mit großem Geschick; nur die Schlußszene, als plötzlich die ganze Drehbühne ins Rollen geriet und wie ein richtiges Karussell sich um ihre Achse bewegte, war total mißglückt. Die Aufführung endete mit offenbar wohlwollendem, aber doch recht schwachem Beifall.

Zeitschriftenschau

Königliche Illustrierte Zeitung. Eine Niesenleistung deutscher Technik sind die beiden Anker, die für die neuen deutschen Ozeanriesen Bremen und Europa hergestellt wurden. Jeder einzelne Anker wiegt 15 800 Kilogramm, und die Glieder der Ketten, die diese phantastischen Eisenriesen tragen müssen, sind so groß wie der Oberkörper eines erwachsenen Menschen. Die neue Nummer der „Königlichen Illustrierten Zeitung“ bringt einige Bilder dieser technischen Wunder. Ferner enthält sie einen reich illustrierten Artikel von der Wasserferne im Vergleichsland, prächtige Photos von dem englischen Pferdemarkt in Barmen und neben einem lustig gezeichneten Artikel von ihrem Mitarbeiter Dugo viele interessante und aktuelle Bilder. Eine besonders passende Serie zeigt die Einnebelung industrieller Anlagen als Fliegerabwehr. Man sieht deutlich, wie innerhalb weniger Minuten eine Röhre durch Einnebelung für Flieger unfindbar gemacht wird. Aus dem reichen Lesestoff sei der neue Roman „Der feurige Berg“ hervorgehoben, ferner eine Novelle und einige interessante Artikel. (Verlag der Königlich Illustrierten Zeitung, Köln a. Rh.)